

# Bedrohungen der Freiheit

(1965)

Von der Bedrohung der Freiheit heute soll die Rede sein. Ich bitte um Nachsicht, wenn ich aus der Formulierung des Themas die Erlaubnis herleite, über Freiheit weder theologisch noch metaphysisch zu reflektieren oder gar zu versuchen, den Begriff in anderer als empirischer Weise zu bestimmen. Theologie selbst ermutigt mich dazu. Soweit katholische, insbesondere evangelische Gedanken zur Idee der Freiheit mir in Erinnerung sind, scheinen sie in einem wichtigen Aspekt mit der Aufklärung, mit Voltaire, vor allem mit Immanuel Kant, weitgehend übereinzustimmen. Wie sehr der spekulierende Geist sich auch getrieben fühlt, Freiheit in einem transzendenten Sinn zu postulieren - in der raum-zeitlichen Welt hat der forschende Verstand den Ursachen der menschlichen Handlungen nachzugehen, sie für nicht weniger bedingt zu erachten als jedes andere Geschehen im Universum. Die Lehre von der Gnadenwahl und die vom intelligiblen Charakter sind im tiefsten verwandt. Menschliche Freiheit im empirischen Sinn gilt nach der Aufklärung sowohl wie nach der Religion nicht unbedingt, sondern als reale Möglichkeit, zwischen verschiedenen Handlungen zu unterscheiden, als die Vielfalt äußerlich und innerlich, objektiv und subjektiv gangbarer Wege in einer gegebenen Situation. Ob ihr Ausmaß mehr den psychischen oder physischen Verhältnissen sich verdankt, dem, was faktisch zur Wahl steht, oder der eigenen Fähigkeit, davon Gebrauch zu machen, läßt bei Individuen und Gruppen einzig durch die Analyse des besonderen Falles sich bestimmen. Die einem Menschen sachlich offenstehenden Handlungsweisen, wie seine Geistesgegenwart und seine persönliche Verfassung, ergeben zusammen die Freiheit des Augenblicks. Nicht bei der Kennzeichnung des Begriffs, sondern bei der Art und Fülle der Motive, von denen Freiheit jeweils auch abhängt, kommt für unser Thema das Unendliche in Betracht. Bekanntlich war im Mittelalter und noch weit bis in die neue Zeit hinein das göttliche Gebot und die Angst vor der Verdammnis, bei praktischen Entscheidungen im einzelnen wie bei der Einrichtung des Lebens überhaupt, nicht weniger bestimmend als die Furcht vor irdischen Gewalten, mit der sie freilich in den

weitaus meisten Fällen zusammenfiel. Auch in der scheinbar aufgeklärten Gegenwart, wenn Menschen, selten genug, geschäftliche Vorteile, Prestige und Gesundheit zurückstellen, um religiösen Impulsen zu folgen, scheinen mir dieselbe Angst und Zuversicht, die einst bewußt den Ausschlag gaben, nachzuwirken; einen geliebten Menschen in der Ewigkeit wiedersehen, mit ruhigem Gewissen hinübergehen. Wie sehr die theologischen Begriffe angesichts der neuen Wissenschaft sublimiert und umgedeutet werden, die Substanz religiöser Motive, die mit säkularen in Konflikt geraten können, ist, wenn ich recht sehe, bei wahrhaft Gläubigen dieselbe geblieben.

Eine zweite Bitte um Nachsicht bezieht sich auf das im Thema angedeutete kritische Moment. Halten Sie mich nicht für einen Feind des Besseren. Das Wort vom Fußschweiß des Fortschritts stammt von einem, der ihm treuer war als die Pragmatisten, von Karl Kraus. Wird die gegenwärtige Bedrohung der Freiheit zur Debatte gestellt, so ist das Negative gegenüber früheren Perioden, zuerst der nächstvergangenen, dem späten 19. Jahrhundert, zu bezeichnen. Ich weiß von keiner Zeit, in der die produktiven Kräfte, Technik und Verkehr, die wissenschaftlichen, politischen Verhältnisse rascher und in heftigeren Stößen sich entwickelt hätten als während der letzten hundert Jahre. Werden jedoch die positiven Seiten des Wandels, die wissenschaftlichen Errungenschaften, die Erfolge in Bombenproduktion und Raumschiffahrt, die Hebung des Lebensstandards, das sogenannte Erwachen der asiatischen und afrikanischen Völker, mit einiger Skepsis zur Kenntnis genommen und dagegen die notwendig der Freiheit abträglichen Konsequenzen oder die von solchem Fortschritt unablösbaren, ja ihn bedingenden Regressionen und welthistorischen Katastrophen denunziert, werden gar Vergleiche gezogen mit der Zeit vor solchem Aufschwung, um das Negative zu erläutern, so erscheint Kritik nicht selten als reaktionär, als sentimental und romantisch. Solcher Vorwurf ist Apologie. Um dem eigenen Begriff gerecht zu werden, hat gesellschaftlicher Fortschritt in sich zu bewahren, was am Vergangenen richtig war; die Verdrängung des Gedankens an den Preis, den Kultur für ihre neuen Wunder zahlt, der offizielle Optimismus, dient dem schlechten Bestehenden. Davon zeugen Westen und Osten. Wie sehr die kritische Erkenntnis der Ge-

genwart die Einsicht in die Ungerechtigkeit und Lüge der Vergangenheit voraussetzt, vor allem das Wissen über den Widerspruch der früheren Kultur zu ihren eigenen Ideen, der christlichen Geschichte zum Christentum, der bürgerlichen zu den bürgerlichen Idealen, vom Kommunismus und Karl Marx gar nicht zu reden, so entscheidend hat kritische Theorie, zu der wir uns bekennen, in erster Linie das Bestehende zum Objekt. Für die Zeit gilt hier dasselbe wie für den Raum. Im eigenen Land, etwa in Deutschland, gegen Rußland oder Amerika zu eifern, anstatt auf der Grundlage dessen, was sein soll und sein könnte, die eigene Lebenssphäre kritisch zu durchleuchten, gehört zur nationalen Ideologie. Der Forderung, das soziale Ganze besser einzurichten, die neuen, durch die Technik erschlossenen Möglichkeiten positiv zu verwirklichen, läßt sich nur genügen, wenn das Bewußtsein mit der schwindenden Freiheit des Einzelnen, mag sie früher noch so sehr aufs Bürgertum beschränkt gewesen sein, sich nicht abzufinden vermag.

Ich beginne mit einer historischen Reflexion. Auch der Übergang der Freiheit des Aristokraten an den Citoyen war in vieler Hinsicht mit ihrem Rückgang verknüpft. Der Prolet zu Anfang des 19. Jahrhunderts war, trotz Arbeitshäusern, zumindest dem Begriffe nach, kein Leibeigener mehr, und man konnte sich ihm gegenüber nicht mehr so benehmen wie früher. Die Sozialgeschichte Englands seit den Maschinenstürmern in den dreißiger Jahren war bekanntlich ein Kampf gegen die Gewalt der Unternehmer für die Verwirklichung von Demokratie. Mit der steigenden Freiheit der Beherrschten wurden die Unabhängigen, die Bürger selbst, im Verkehr unter sich wie mit dem Personal dazu getrieben, die Umgangsformen und damit das eigene Wesen weiter zu entfalten. Die Beziehung zu den Arbeitskräften nicht weniger als die wirtschaftliche Konkurrenz, der Handel und die Industrie, bedingten die Vervielfältigung, die Verfeinerung der Verfahrensweisen unter den Menschen und damit ihre größere innere Freiheit im Vergleich zum Adel, von dem die äußere übernommen war. Die Beschränkung der Freiheit hat ihre weitere Entfaltung bewirkt. Ob die Revolution der Technik in der Gegenwart, die in den entwickelten Ländern der Mehrzahl ein materiell ver-

bessertes und gesicherteres Dasein ermöglicht, ihr zugleich zur menschlichen Differenzierung verhilft, ähnlich wie die Revolution des 18. Jahrhunderts der Bourgeoisie, ist eine Frage, die hier nur gestellt, nicht wirklich ausgebreitet werden kann. Einige Aspekte, die auf eine negative Antwort hinzuführen Schemen, sollen kurz erörtert werden.

Die durch die Massenmedien und andere Weisen der Beeinflussung bewirkte Lenkung der Gedanken und Gefühle, die der Nuanciertheit eigenen Denkens durch die Vorgabe der Gegenstände wie der Denkungsarten Eintrag tut, die mit betriebsamer Information verbundene Suggestion und Manipulation, ist allzuoft besprochen, als daß besonders darauf einzugehen wäre. Die klicheemäßige Ablehnung etwa des Fernsehens, die in Deutschland vor einigen Jahren in manchen sich als kultiviert gebärdenden Familien noch üblich war, dokumentiert besonders deutlich die Unmöglichkeit des Wegs nach rückwärts. Wie sehr der Umstand, daß die frühe Weltkenntnis dem Kind, anstatt in Auseinandersetzung mit dem Vater, durch den Bildschirm vermittelt wird, nicht spontane Regungen, sondern rasches Reagieren auf Zeichen, letztlich geistige Passivität bedingt, so führt das Fehlen jenes Apparats im elterlichen Haushalt zur Geringschätzung seitens der Schulkameraden, zum Gefühl der Inferiorität und Schlimmerem. Die Flucht nach rückwärts hilft der bedrohten Freiheit keineswegs.

Zu den seltener erörterten Veränderungen menschlicher Beziehungen gehört das Schwinden der Unmittelbarkeit im persönlichen Verkehr. Weil die gigantische Dynamik der neuen Gesellschaft zu dem spezifischen Verständnis wie der Initiative des Einzelnen in groteskem Mißverhältnis steht und noch aus vielen anderen Gründen der modernen Existenz, erfährt der Einzelne im anderen nicht etwa den ihm gesinnungsmäßig Nahe- oder Fernstehenden, den zu Überzeugenden, den in seiner Sache ihm Verbundenen oder zu Gewinnenden. Engagement ist bloß ein Hemmnis für die Karriere, nach den Worten einer hellen Studentin eine Marke, die man selbst sich anklebt und die, falls sie nicht äußeren Erfolg verspricht, nur schaden kann. In Amerika, wo der Stand der Dinge auf nicht wenigen Gebieten anzeigt, wohin Europa sich erst noch bewegt, pflegen Verwandte, ältere Kameraden, solche, die es gut

meinen, dem Unerfahrenen, der zu einer Party geht, zu raten: »Rühr mir kein zu heißes Thema an, versteife dich nicht auf irgendeine Ansicht, sprich nicht allzu lang von einer Sache, erzähle manchmal auch etwas Heiteres, damit man lachen kann, sei mir ja nicht zu ernst.« Es gibt eine Broschüre, in der ein junger Mann die Regeln findet, wie er zu seiner weiblichen Bekannten sich verhalten soll, wann und wie er sie am Abend abholt, wie er sie ins Auto bittet, was eine regelrechte Beziehung, auf englisch *steady dating*, heißt. Falls er an Heirat denkt und zwischen einigen der mit ihm befreundeten Mädchen schwankt, findet er eine Liste möglicher Eigenschaften ihres Elternhauses und Charakters. Die positiven sind für jede Kandidatin anzuhaken. Die Dame, die am meisten Punkte hat, ist das geringste Risiko. Die Wahl wird damit rational und hat die besten Chancen des Erfolgs, gewiß nicht schlechtere, als wenn sie in einem leidenschaftlichen Moment getroffen wird und ebenfalls für alle Zukunft gelten soll. Halten Sie die Broschüre nicht für eine Randerscheinung, nicht für das Unternehmen eines sensationsbeflissenen Autors oder Verlags. Sie ist Symbol von Reife, von jener Regulierung, deren die Gesellschaft heute überall bedarf. Sie entstammt der *Young Men's Christian Association*, dem Christlichen Verein Junger Männer, dem größten seiner Art in der Welt.

Die Regulierung der Beziehungen zwischen Einzelnen entspringt keineswegs bewußter Anweisung allein. Die dünnen Wände in modernen Wolkenkratzern sind Symbol. Der Nachbar hört mit. Das Telefon ist ohnehin nicht sicher. Am besten sagt man, was ein jeder wissen darf. Seit Aldous Huxley, George Orwell und Vance Packard kennt man den Zusammenhang des Fortschritts mit der Ausbreitung der Überwachungsinstrumente und -verfahren. Der Einfluß auf die Sprache ist offenbar. Der Satz, das Urteil, schließlich der Gedanke wird im Hinblick auf die Geistigkeit konzipiert, die dem Fortkommen zumindest keinen Abbruch tut. In der älteren Generation pflegt die Vorsicht noch durch das Bewußtsein zu gehen. Man muß sich zusammennemen. Von den Jungen wird die Sprache bereits unter dem Aspekt der Öffentlichkeit erfahren. Abgesehen von Geheimnissen, spricht und denkt ein jeder, wie es seiner Gruppe, seiner Profession zukommt. Dazu gehört auch, daß große Worte an Sinn einbüßen, auch die religiösen und nationa-

len, einschließlich der Freiheit. Sie fungieren nicht so sehr als Elemente des Gewissens denn der Konvention. Je mehr sie in gewohnte Redeweise übergehen, desto weniger pflegen sie spezifisch ernst genommen zu werden. Vor einiger Zeit erhielt ich eine wohlgemeinte Broschüre über Maßnahmen zur Bildungsreform mit der Bitte, sie ganz genau durchzugehen. Auf der ersten Seite fand ich dreizehnmal das Wort Freiheit. Wenn ich im Prospekt einer Firma, so hieß es in meiner Antwort, dreizehnmal das Wort Ehrlichkeit fände, würde ich bei ihr nichts kaufen. Die großen Worte werden zu Klischees, die Sprache zum Mittel, in der Welt nicht anzustoßen, die einem schließlich etwas bieten soll. Der Rückgang individuellen Ausdrucks, der in Familie und Schule durch Schematisierung der Sprache sich vollzieht, wird im beruflichen Dasein fortgesetzt. Die Kultiviertheit des von Dienstboten besorgten bürgerlichen Haushalts, die Art und Weise des persönlichen Verhaltens gegenüber dem Geschäftsfreund, die im 19. Jahrhundert noch wirtschaftlich begründet war, ist längst durch fortgeschrittene Arbeitsteilung im Betrieb und andere Mechanismen überholt. Die großen Organisationen können sich nicht leisten, bei der Anbahnung und Entwicklung geschäftlicher Beziehungen vom nuancierten Verhalten, von der kultivierten Sprache der Direktoren anderer Organisationen im geringsten sich bestimmen zu lassen. Beim Überblick über die komplizierten realen Verhältnisse, von den technischen, und politischen Fähigkeiten abgesehen, kommt es darauf an, in der Regel selbstbewußt und positiv sich zu verhalten, möglichst wenig vom anderen sich zu unterscheiden, der Sprache als Mitteilung sich zu bedienen; spezifischer Ausdruck erzeugt bloß Hemmungen und Zweifel.

Mit den Unterschieden der Erfordernisse an die Menschen in der sich automatisierenden Welt werden die Unterschiede in den Regungen und Charakteren eingeebnet. Wenn einmal, wie noch im >Emile< von Rousseau oder in Goethes >Wilhelm Meister<, die Erziehung des Einzelnen als ein höchst spezifischer unwiederholbarer Prozeß erschien, greift in der Gegenwart Erziehung selbst zum Schematismus. Noch das Bedürfnis nach Freiheit der Wahl, nach Individualisierung, dem angesichts der überfüllten Schulen und Universitäten in manchen Stücken stattgegeben werden muß, er-

zeugt sein Gegenteil: Vermehrung von Apparatur und Entpersonalisierung. Wie die durch Masse des Stoffs und Zahl der Schüler ungebührlich überlasteten Lehrer ohne Einführung der anderswo bereits gebräuchlichen Lehrmittel, der Schallplatte und des Lehrfilms, ihren Zöglingen nicht mehr zu bieten vermögen, was sie von der Schule fürs Leben erwarten dürfen, so werden auch die akademischen Schwierigkeiten auf die Dauer ohne weitere technische Hilfe nicht zu lösen sein. Der Kampf um einen Platz im Massenhörsaal, die Vorlesungen und gar die endlosen Examina des ohnehin durch unaufhörlich wachsende Literatur und Konferenzen abgehetzten Ordinarius fordern entschieden seine Entlastung, Vorlesungen über Tonband und Lautsprecher, Vermehrung der Apparatur, durchgreifende Regulierung. Nicht nur die Zahl der Lehrstühle, sondern auch die der anderen akademischen Positionen steht im Mißverhältnis zum Bedarf. Um die Wahlfreiheit des künftigen Klienten auszuweiten, vielmehr sie neu zu schaffen, wird nichts übrigbleiben, als den Nachwuchs auf die aussichtsreichen Fächer hinzulenken, das Studium weitgehend zu regulieren, mehr und mehr auf die einmal gewählte Disziplin und ihre Hilfsdisziplinen zu konzentrieren, Abschweifungen nicht mehr zuzulassen, die Semesterzahl zu limitieren, die allgemeine Bildung noch mehr hintanzustellen.

Daß Einschränkung der Freiheit um der Freiheit willen stets notwendig war, ja von ihrem eigenen Begriff nicht abzulösen ist, versteht sich, aber nicht für jedes Kapitel der Geschichte in demselben Sinn. Je nach der historischen Konstellation kann Regulierung bei aller evidenten Rationalität in Hemmnis umschlagen, ein Symptom des Rückgangs bilden. Vergeben Sie mir eine philosophische Abschweifung, eine Art Bekenntnis, das weder zu meinem Thema gehört noch zum Handwerkszeug einer der aktuellen Disziplinen, von denen soeben die Rede war. Der einzelne Mensch mag zur Freiheit, zur Erlösung bestimmt sein. Die Menschheit jedoch hat in der Natur seit je durch Herrschaft, Ausbeutung, Mord und Unterjochung der übrigen Kreatur, notfalls der eigenen Gattung, noch stets sich behauptet. Sie ist die blutigste, grausamste Spezies der bekannten Welt. Nichts war ihr zu heilig, auch nicht Wahrheit und Religion, um es als Instrument der Macht zu benutzen. Daß die größerer Freiheit zuliebe einzuführenden Beschränkun-

gen zum Reich der Freiheit führen müßten, ist eine These idealistischer Philosophie, die in verändertem Sinn von der materialistischen übernommen wurde. Wahr ist, daß soziale Freiheit ohne Zwang nicht auskommt. Nicht wenige dunkle Aktivitäten sind unerlässlich, die Gesellschaft zu erhalten, darunter der Betrieb von Zuchthäusern und die Produktion von Mordwerkzeugen; sie aufzugeben wäre Selbstpreisgabe; aber der Gedanke an die eigenen Existenzbedingungen sollte den historisch sich Besinnenden davor bewahren, optimistischen Perspektiven sich hinzugeben. Im Jahre 1910 hat in Deutschland der sich selbst als Deutscher bewußte Mensch, wenn von Kriegen die Rede war, gesagt: Ein Krieg wird nicht mehr kommen, das läßt unser Kaiser nicht zu. Und was gekommen ist, war ein Rückfall weit hinter das letzte Jahrhundert. Die Neuerungen und die unendlich großartigen Erfindungen, die wir haben, hängen mit den furchtbaren Dingen zusammen, die geschehen sind.

Kehren wir zu den akademischen Berufen und ihrer Rolle in der Beziehung zwischen Menschen zurück. Die Hochschule, die Universität erzieht den Fachmann. Mit dem sich mehrenden Wissen mehrt sich die Spezialisierung und die notwendig durch sie bewirkte Verdinglichung der Beziehungen von Mensch zu Mensch. Noch an der Jahrhundertwende vermochte ein intensiv Studierender nicht nur das Gesamtgebiet, aus dem er einen Teil sich als Beruf erwählte, sondern die benachbarten Gebiete, ja die eine oder andere Disziplin aus fremden Fakultäten zu überblicken. Auch heute pflegen die ersten Semester teils freiwillig, teils aufgrund der Prüfungsordnung dem Erwerb von Kenntnissen aus einer Anzahl Fächer gewidmet zu sein. Mit dem Fortgang des Studiums, erst recht während der ihm folgenden praktischen Ausbildung, nimmt die Spezialisierung zu, da die Errungenschaften auf den Teilgebieten immer weitere Unterabteilungen bedingen, von denen eine einzige zu beherrschen wenigstens soviel exaktes Wissen erfordert wie in früheren Zeiten die ganze Einzelwissenschaft, ja wie einstmals die heute zur Einzeldisziplin herabgesunkene Philosophie. Zugleich verändert sich der Charakter des Wissens selbst. Kannte der Chemiker von ehemals nicht bloß die theoretischen Zusammenhänge in der Darstellung und Behandlung verschiedenartigster chemischer Stoffe, so bleibt das auf der Uni-

versität vermittelte bewundernswerte Wissen, wie sehr es die Chemie in allen ihren Teilen einschließt, im Verhältnis zu den überaus differenzierten, industriellen Verfahrensweisen immer noch theoretisch und allgemein. Wenn der Chemiestudent, der mehr noch als in anderen Wissenschaften in der Unzahl von Semestern mit erstaunlich vielen Unterabteilungen sich befassen muß, als junger Doktor endlich seine Tätigkeit in der Fabrik beginnt, hat er in vieler Hinsicht wieder anzufangen. Die akademische Spezialisierung ist unzureichend, sie wird in der Praxis fortgesetzt.

Auf wenigen Gebieten werden die Konsequenzen solchen wissenschaftlichen Fortschritts für das Verhältnis zwischen Menschen und für die Freiheit ihres Umgangs so offenkundig wie in der Medizin. Daß die Einsicht in die Funktion und die Störungen der menschlichen Organe außerordentlich zunimmt, ist allgemein bekannt. Die wenigen Krankheiten, denen die Wissenschaft noch machtlos gegenübersteht, werden derart scharfsinnig erforscht, daß kaum ein Zweifel über positive Ergebnisse am Ende möglich ist. Könnte die Gesellschaft auch nur einen Teil der Summen, die für Verteidigung und was damit zusammenhängt, entrichtet werden müssen, auf medizinische Forschung verwenden, der Krebs und vieles andere heute noch Bedrohliche wären höchst wahrscheinlich seit langem besiegt. Auch das stets weiter sich differenzierende Spezialistentum wird längst als selbstverständlich hingenommen. Mit den vermehrten Möglichkeiten, sachgemäß zu helfen, ist es aufs engste verknüpft. Daß die Übung in den modernen Untersuchungs- und Behandlungsweisen im Zusammenhang damit auf eine wachsende Zahl von Arztkategorien sich verteilt, die Zuständigkeit des praktischen Arztes im Verhältnis zum Stand der Wissenschaft bescheidener wird, die Kommunikation der Fachärzte unter sich und mit dem Kranken zu Haus und im Spital stets umständlicher und problematischer, ist unausweichlich. Die Vertrautheit mit dem individuellen Fall, die dem Wesen nach stets zugleich historisch ist und nicht bloß Daten der Krankheitsgeschichte, sondern viele biographische, familiäre, charakterologische Zusammenhänge einschließt und die einstmals bei bürgerlichen Patienten der Hausarzt zu besitzen pflegte, ist aus vielen Gründen antiquiert. Zur Spezialisierung, die das Verhältnis von Patient und

Arzt entscheidend ändert, gehört die Änderung der Verfahrensweise hinzu. Die persönliche Untersuchung des Patienten tritt, zumindest in der Großstadt, hinter der durch Instrumente weit zurück. Daß ein Doktor, anstatt ein Elektrokardiogramm zu machen, den Patienten selbst abhört, ist seit langem ungewöhnlich, jedenfalls ein bloßer Zusatz. Selbst die Gepflogenheit des Arztes, wenigstens das Kardiogramm persönlich durchzusehen, ist im Prinzip überholt. Schon existieren Automaten, die das Geschäft der Auswertung sehr viel genauer besorgen als der ohnehin an Zeitmangel leidende Internist. Nicht bloß bemerkt der Apparat mikroskopische Differenzen, die der persönlichen Beurteilung entgehen, sondern er ordnet darüber hinaus in den modernsten Instituten unmerkliche Nuancen, die dem bloßen Auge sich entziehen, Symptomen zu, an die im Drange der Geschäfte ein Diagnostiker unmöglich denken kann. Mehr und mehr sieht der verantwortliche Mediziner bei der Untersuchung wie der Diagnose auf die Hilfe moderner Maschinerie sich angewiesen. In der privaten Praxis, erst recht im Spital, gleicht sein Metier, je ernster er es auffaßt, dem des Managers im Großbetrieb. Die Beziehung zum Objekt, zum Kranken, zum Patienten, ist durch die Maschine und das Personal so sehr vermittelt, daß von freiem, gegenseitigem, spontanem Umgang keineswegs mehr gesprochen werden kann. Das zumindest ist die Tendenz. Der Kunde steht, wie jedem anderen Monopol, dem Stand der Fachleute gegenüber. Je braver er wartet und den Weisungen gehorcht, desto mehr hat er Aussicht, daß der Riesenapparat, das Wunderwerk der Technik, ihm die Gesundheit liefert, wie andere große Produzenten dem simplen Käufer das Automobil; je weiter Wissenschaft und Technik fortschreiten, desto weniger darf der Konsument erwarten, bei der Transaktion mehr Freiheit auszuüben, als daß er sein Bedürfnis äußert, die Vorschrift einhält und die Schuld begleicht.

Zu den Regressionen der Freiheit in menschlichen Beziehungen, mit denen das vom steigenden Lebensstandard der Allgemeinheit sowie von der höheren Lebenserwartung garantierte größere Maß an Freiheit kompensiert wird, gehört die sichere Reaktion auf Weisungen der Experten als symptomatisches Verhalten keineswegs bloß gegenüber dem Arzt, sondern gegenüber dem Fachmann oder sonst Autorisierten überhaupt. War im Liberalismus

Freiheit mit dem kaufmännischen wie jedem anderen produktiven Unternehmen eng verknüpft, so gilt in der sogenannten sozialen Marktwirtschaft, im praktischen Leben Gehorsam gegen jene, die es besser wissen, von den Fachleuten der Politik und Industrie, Regierung und Gewerkschaft bis zum Verkehrspolizisten. Die Überlegenheit, die Majestät des Kunden, in der Außenpolitik, zwischen den Ländern, noch ein gewichtiges Moment, spielt beim Einzelnen gegenüber dem Reklameapparat, der Standardisierung der Waren und anderen ökonomischen Realitäten kaum mehr eine Rolle. Noch die sogenannte Freizeit, mit der die Freiheit zuweilen verwechselt wird, etwa die große Reise, pflegt von Experten organisiert zu werden.

Zur Freiheit aber zählen nicht bloß die Ferien, sondern ebenso die anderen Stunden frei von Beruf, der Haushalt, der Abend in der Familie, der Sonntag, der Gang zur Kirche. Wieweit sind Religion und Familie in ihrer Beziehung zur Freiheit von der Entwicklung betroffen, die der Zivilisation, die noch immer die christliche heißt, so tief bedrohlich ist? Könnte man nicht sagen, Religion sei gleichbedeutend mit innerer Unabhängigkeit von dieser Welt, mit Freiheit, selbst in empirischem Verstand? Man denke etwa ans Johannes-Evangelium. Hat nicht Christentum, zumindest in manchen protestantischen Interpretationen, den Gegensatz gegen Autorität in den heidnischen Mächten dargestellt; will die Erzählung, Gott habe Sonne und Mond geschaffen, ja die ganze Lehre seiner Allmacht, nicht bedeuten, daß im Gegensatz zu jeder Art von Heidentum keine Gewalt, kein Wesen, weder Menschen noch Götter mich zutiefst bestimmen sollen, als Sein Wille und Sein Wort, und daß andererseits wir durch keine Riten, keine Veranstaltung, kein Bündnis in dieser Welt, selbst nicht durch Askese, Ihn zu bestimmen vermögen, dem wir verantwortlich sind? Bedeutet so verstandenes Christentum nicht strikten Gegensatz zum Konformismus, wie sehr die Obrigkeit zu manchen Zeiten der Religion verpflichtet war? Nonkonformismus, Freiheit, Selbstbestimmung zum Gehorsam gegen ein Anderes als das Bestehende lassen als christliche Momente sich begreifen, aber, so lautet nun die Frage, in welchem Sinn, aus welchem Grund, in welcher Richtung soll der Mensch, um Gottes willen, dieser Welt zu wider-

stehen suchen? Woran soll in seiner Entscheidung der auf Gott Vertrauende sich halten? Jedenfalls an das Gebot der Nächstenliebe, so könnte die Antwort lauten, und ich maße mir nicht an, sie konkret zu bestimmen. Ich vermag nur anzudeuten, was aufgrund persönlicher Erwägung sie mir zu bedeuten scheint und warum ich glaube, daß selbst diese höchste Freiheit der historischen Bedrohung heute nicht enthoben ist.

Stets hat in der jüdischen und christlichen Religion die Nächstenliebe als Richtschnur rechten Handelns eine wesentliche Stelle eingenommen. Im Judentum, zu dem ich mich bekenne, war es weit weniger mit der Vorstellung der individuellen Seele und des Weiterlebens nach dem Tode verbunden als im Christentum. Die Erwartung galt vielmehr dem Messias, der eines Tages auf die Erde kommen und die Gerechten aller Völker nach Zion führen sollte. Von solchem aus der Erfahrung des Unrechts in der Welt stets sich erneuernden Glauben war sowohl die peinliche Beachtung aller Riten durch die orthodoxen als auch das Festhalten der liberalen Juden an der Religion durchherrschte. Aus der Erwartung, daß entgegen der Wahrscheinlichkeit, entgegen dem Verlauf bisheriger Geschichte, laut Thora und Propheten das Paradies einst wieder da sein wird, hat die Solidarität der Juden unter sich und mit denen draußen, die das Rechte taten, ihre Kraft geschöpft. Im Blick der jüdischen Mutter strahlte die Ahnung, ihr Sohn könnte, längst nach ihrem Tod, den Messias erleben, vielleicht selber der Messias sein. Die Liebe der christlichen Mutter war, demütig, jedoch nicht minder unbeirrbar, vom Glauben beseelt, daß ihr Kind zu den Erwählten gehöre und seine Seele unsterblich sei. Der Überschwang, der die natürlich mütterliche Empfindung durch die Religion verstärkte und veredelte, hat es zuweilen vermocht, im Leben der als Kinder so Geliebten und Behüteten sich auszuwirken. Nach psychologischer Forschung üben die ersten Monate und Jahre eines Menschen entscheidenden Einfluß auf das, was später einmal sein Charakter heißt.<sup>1</sup> Sie sind in vielen Fällen bestimmend dafür, ob er wahrhaft zu lieben vermag oder im Grunde kalt und auf sich selbst bezogen bleibt, so daß, was immer im Leben mit ihm zu tun hat, stets bloß Mittel ist und niemals

<sup>1</sup> Cf. René Spitz, Die Entstehung der ersten Objektbeziehungen, Stuttgart 1960.

Zweck. Was empirische Freiheit des im guten Sinn religiös Erzogenen gegenüber der des nie davon Berührten bedeutet, ist die Fähigkeit, sich selber hinzugeben, dem gemäß sich zu verhalten, was im Stifter des Christentums Gestalt annahm, wie in den Märtyrern des Guten überhaupt. Es ist im Grund dasselbe, was noch in den säkularisierten Ideen der Französischen Revolution, der amerikanischen Verfassung, der Lehre von Marx zum Ausdruck kommt und schließlich seinen Sinn verliert, wenn es nur begrifflich, nicht durch eigene Erfahrung, zum Moment des eigenen Wesens wird. Wenn die liebende Mutter oder ein weibliches Wesen, das sie zu ersetzen vermag, dem Kind am Anfang wahrhaft beigestanden hat, kann Christentum in seinem Leben sich verwirklichen. Die Rolle der Maria in der großen religiösen Kunst hat ihren guten Sinn. Von den soziologischen Veränderungen jedoch ist die Beziehung von Eltern und Kind betroffen, und das Motiv, das für ein anderes Handeln als das der Welt konforme weitgehend entscheidend war, die Nächstenliebe, ist in den Wandel einbezogen. Daß auch die Liebe zwischen den Geschlechtern den gesellschaftlichen Veränderungen unterliegt, ist offenkundig. Als historisches Phänomen hing sie eng mit dem der Religion zusammen, die Konflikte zwischen beiden, die in der großen bürgerlichen Literatur ein stehendes Thema bilden, belegen diese Verbundenheit, und die Familie, deren Struktur und soziale Funktion rascher sich umwälzt, als selbst Soziologen es wahrhaben wollen, hat beiden als Basis gedient.

Wer aus einer Familie stammt, die in Ordnung ist, ohne durch Schicksalsschläge aus der Bahn geworfen zu werden, behält auch als Erwachsener noch etwas vom Kind. Ja ich wage zu behaupten, daß Reife Kindliches in sich bewahrt. Ohne Naivität gibt es kein Erwachsensein. In seinen frühen Regungen weiß das Kind noch keinen Unterschied zwischen der Umgebung und sich selbst, der Mutterbrust und dem eigenen Körper zu machen. Erst allmählich lernt es die vielen Dinge und die vielen Namen, und darunter einen, der ihm selbst gehört, später noch den weiteren Unterschied, daß es nur von anderen mit Namen spricht, in der dritten Person, von sich allein jedoch in der ersten, als Ich. Das Ich ist Produkt eines langen biologisch-psychologischen Geschehens der Menschheit, das sehr verkürzt in jedem Einzelnen sich wiederholt.

Vollzieht sich solche Wiederholung abrupt, in allzu kalter, sachlicher Atmosphäre, so bleibt für den Betroffenen die Trennung von den anderen, die Unansprechbarkeit, ein Kennzeichen bis zum Ende. Liebe in ihrer wahren Form, die jeden, selbst den Feind, einschließt, trägt die Spur der Phase vor der Ichbildung noch an sich, wie sehr das Ich, das in ihr aufgeht, sich entfaltet haben mag. Je mehr die Zivilisation das Stadium erreicht, in dem die Wechselwirkung zwischen kindlichen und erwachsenen Zügen in den Menschen nach der einen oder anderen Seite unterbrochen ist, desto mehr ist die durch Möglichkeiten der Identifikation und Liebe erweiterte Freiheit bedroht, und ich meine, jenes Wort des Evangeliums, »Werdet wie die Kinder«, erschiene in der automatisierten, verwalteten Welt, die ihrerseits selber automatisch reagierende Menschen erfordert, in steigendem Maße als inadäquat. Mit dem Übergang der Wirtschaft relativ frei konkurrierender Einzelner in die Welt der konkurrierenden Staaten und Blöcke gibt die an die Einzelnen als an verantwortliche Subjekte sich wendende Religion zumindest einen Teil ihrer Bedeutung an den Nationalismus ab. Der Sinn, den jede Handlung im Leben durch den Gedanken an die Ewigkeit gewann, wird durch Verabsolutierung des Kollektivs ersetzt, in das die Individuen sich einbezogen fühlen.

Je ernster der Gegenstand, über den man spricht, desto weniger gilt Du und Ich, desto emphatischer das Wir, selbst noch da, wo es um Schuld und Unschuld geht. Es ist der jüdische Gedanke des Volkes, nur mit dem Unterschied, daß am Ende nicht der Messias, sondern Macht und möglichst unbegrenzte Dauer stehen. Das höchste Ziel, dem sie sich weihen, ist nicht die ewige Gerechtigkeit oder gar Erlösung, sondern die Nation. Da ein Endliches, das im Bewußtsein sich zum Unendlichen aufspreizt, notwendig den Charakter des Ersatzes an sich trägt, selbst wenn Unzählige mehr oder minder freiwillig für es sich opfern, hat das Bekenntnis zu solchem zweifelhaften letzten Sinn stets zur Wut, zum Fanatismus tendiert. Gewiß legt europäische Geschichte Zeugnis davon ab, daß auch die im Grunde nicht geglaubte, sich selbst ersetzende Religion den Völkermord bewirken kann. Was Peter von Amiens und Bernhard von Clairvaux jedoch von völkischen Demagogen

und Führern unterscheidet, ist der übermenschliche, gigantische Verrat, den jene an dem Worte übten, das sie selbst, wengleich schon zur Unkenntlichkeit verzerrt, verkündigten, während die totalitären Mörder solchen Gegensatzes ledig sind. Hier wie dort bedient sich die Gefolgschaft dessen, was sie zutiefst selbst nicht glaubt, um die eigene, in Verzweiflung umgeschlagene Unfähigkeit zur Liebe an den anderen zu rächen. Eben deshalb birgt die Ablösung der Wahrheit durch wie immer zeitgemäße Ideologien die Gefahr des Massenwahns in sich. Die gegenwärtigen Versuche der verschiedenen Konfessionen, ihren Gehalt so zu formulieren, daß er nicht zum mörderischen Aberglauben werden kann, entspringen wahrlich nicht allein dem Trieb zur Selbsterhaltung, sondern objektiver Notwendigkeit, dem Bewußtsein solcher Gefahr. Unter anderem gilt es, den offenen Widerspruch zur Wissenschaft zu überwinden, der im Geist der gegenwärtig Lebenden dem ernstesten Glauben mehr Abbruch tut als der Wissenschaft. Die Vorstellung des Universums etwa, in dem die Sonne schon nicht mehr bloß als Stäubchen, sondern als Atom erscheint, von der Erde und den Menschen gar nicht zu reden, läßt sich schwer mit dem Gedanken vereinigen, daß Gott die Schöpfung hier begonnen, der Akt der Erlösung für alle Wesen hier sich vollzogen hat. Der bereits im siebzehnten Jahrhundert antiquierte Gestus »Der da droben«, dessen nicht allein der Fromme, er jedoch mit Überzeugung, sich bedient, wird vom Kind gedankenlos nachgesprochen. Einstmals meinte er wirklich die Himmelsrichtung, und wenn ich nicht irre, stammt das Bild der Mächtigen als der oberen Instanz aus einer Zeit, in der die heliozentrische Vorstellung noch nicht existierte. Was dem Kind als einziges zu »Dem da droben« vielleicht noch einfällt, wären die Manager der Industrie oder die Beamten in der Hauptstadt. Das ist peinlich, und man erklärt, es sei symbolisch gemeint. Aber die heute so verbreitete symbolische Deutung jener religiösen Ideen, für die das Wort vom Himmel kennzeichnend ist, bleibt fragwürdig. Soll wirklich Gottes Macht im Sinn der politischen, nur allgemeiner, universeller verstanden werden? Und, wenn nicht, wofür steht dann das Symbol nicht bloß beim Kind, sondern auch bei den Eltern? Seit Jahrzehnten habe ich die Frage mit Paul Tillich diskutiert, auf den nicht zuletzt die symbolische Interpretation der entscheidenden religiösen Katego-



rien durch viele gegenwärtige Theologen, man denke an John Robinson, zurückgeht. Was ist ein Symbol, von dem niemand weiß, was es symbolisiert, was ist eine Flagge, die vielleicht ein Land, vielleicht etwas ganz anderes bedeuten soll - ein Stück Tuch und eine Stange. Wenn das im Symbol Vermeinte sich denken läßt, läßt es sich ausdrücken, sonst wird das Symbol zum Zeichen für alles und nichts.

Die symbolische Umdeutung ist ein verzweifelter Ausweg, ohne die Verzweiflung sich einzugestehen. Zu den entscheidenden Begriffen christlicher Religion gehört, wenn ich recht verstehe, die mit dem bestimmten individuellen Ich unlösbar verbundene individuelle Seele. Anders als in der Lehre des Buddha wird die das Ich einschließende Seele in die Unendlichkeit mit aufgenommen. Auf Grund des psychologischen Wissens heute, vielmehr der Aufklärung schlechthin, bildet das Ich jedoch ein Ergebnis historischer und biographischer Entwicklung, das durch den Genuß von Giften, Krankheit, selbst durch das Alter zergeht und, solange es existiert, permanenter Anstrengung bedarf. Wie kann man glauben, daß etwas so Labiles, Ephemerer wie das Ich des Menschen, mag es sich noch so' versteifen, ewig sei. Solches Paradox soll gemildert werden. Indem man die ewige Seele zum Symbol erklärt, scheint der Gegensatz von Erfahrung und Glaube sich zu mildern. Die Konzession jedoch ist teuer erkaufte. Der Schmerz, den die Verwandlung des für den Glauben entscheidenden Begriffs zum bloßen Zeichen in jedem Liebenden erzeugen muß, ist in der neuen Gesinnung nicht aufgehoben. Der an sich notwendige symbolistische Versuch gibt mehr preis, als er ahnt.

Den liberalen, zur symbolischen Interpretation hinneigenden Versuchen, den Gedanken an die ewige Wahrheit zu retten, dessen die Wissenschaft schon längst entraten kann, steht die konservative Ansicht entgegen, die beim Alten und Hergebrachten wörtlich verharren will. Der Konzession an Aufklärung, der Verständigung mit rationalem Denken setzen sie die Frömmigkeit entgegen, die den Text der Bibel, das Überkommene exakt repetiert. Autorität und Intoleranz sollen unbeirrt verteidigt werden. Die Inkonzilianen vergessen, daß der Sinn von geistigen Positionen sich nur erhalten läßt, indem er, der Veränderung historischer Realität gemäß, neuen adäquaten Ausdruck findet. Nicht in der

Wiederholung bewährt sich die Treue zum Alten, sondern indem es jederzeit in Wort und Tat neu sich bekundet. Um dasselbe zu bedeuten, bedarf das Überkommene immer wieder einer der Zeit je eigenen, ihr gemäßen und zugleich widersprechenden Gestalt. Treue, die der wechselvollen Welt nicht Rechnung trägt, ist keine Treue. Wo immer Machtansprüche im Bereich der Kirche nach innen oder außen sich geltend machen, wo Klerikales autoritäre Züge annimmt, drängt notwendig die Frage sich auf, ob der Stifter des Christentums seit dem Bestehen seiner Kirche, wäre er je nochmals herabgestiegen, dort hätte Zuflucht finden können. Hat er doch die herrschenden Gebote und Gebräuche leicht genommen, den bestehenden zuwider gehandelt, dem Ketzer entschieden näher gestanden als dem Rechtgläubigen zu seiner Zeit. Hätte er nicht eher in dem Atheisten auf dem Scheiterhaufen als in dem Henker und Richter sich wiedergefunden oder gar im Priester, der das Ganze guthieß? Weder der Anspruch wörtlicher Geltung des Hergebrachten noch seine Auflösung in Symbolismus, wie sehr sie ontologisch untermauert sei, vermögen der nationalistischen, totalitären Gefahr heute vorzubeugen. Schon allein, weil das eine wie das andere die Absicht, in einer zu weit fortgeschrittenen Zeit zu überleben, an der Stirn trägt.

Unter den Erscheinungen des Rückgangs der Freiheit, von denen auf dem Gebiet der Wirtschaft, der Familie, der Erziehung, der Politik, des täglichen Umgangs einige jetzt angedeutet sind, scheint mir der Übergang der Subjektivität vom einzelnen aufs Kollektiv, auf Clique, Fachschaft, Partei, Nation entscheidend zu sein. Auch die sich zuweilen durch autoritäre Tendenzen behauptenden Konfessionen sind hinzuzurechnen. Die Substitution des Individuums durchs Kollektiv betrifft die einfachste Begebenheit des Alltags. Das Überqueren einer Straße war um 1900 Angelegenheit der Person. Man schaute nach rechts und links, hörte auf den Hufschlag der Pferde und ging, nach eigenem Entschluß, langsam oder rasch, gerade oder schräg auf die andere Straßenseite. Heute blicken zwanzig, dreißig Augenpaare auf die Ampel oder auf den Schutzmann und gehorchen dem Befehl. Der Signale, denen die Autofahrer gehorchen, sind sehr viel mehr; sie verordnen nicht nur Stillstand und Bewegung, sondern Tempo, Fahrtrichtung. In großen Ländern ist die Form der Kurve abge-

bildet, in die man einbiegt, so daß der kleinen Zeichnung in den nächsten Sekunden einfach stattzugeben ist. Die Fußgänger sind eine Gruppe wie die Fahrer, und beide reagieren auf die Weisung, ohne die sie selber nicht zu denken wären. Wollen sie die Art der Weisung beeinflussen, so müssen sie als Gruppe über Gruppen handeln. Auf allen Gebieten, auch wo, wie im Fall des Autofahrers, der Mensch als Einzelwesen reagiert, erfährt er sich als Mitglied, als Vertreter einer Gruppe. Die der gegenwärtigen Gesellschaft immanente Tendenz tritt in der Postleitzahl hervor. Die Städtenamen werden überflüssig, musealer Zusatz. Straßennamen sind schon Last genug. Was für Telefon und Auto selbstverständlich ist, wird schließlich auch aufs Individuum anzuwenden sein. Die Nummern von Paß, Kennkarte, Sozialversicherung weisen den Weg. Ohne Ausdehnung des Zeichensystems auf den Einzelnen selbst kommt die Verwaltung nicht mehr durch. Was sozial sich ereignet, wirkt auf die Betroffenen sich aus. Realitätsgerecht müssen sie als das sich erfahren, was sie im gesellschaftlichen Ganzen bedeuten. Die Ideen, die solche Erfahrung zu relativieren vermögen, sind letztlich unablösbar von Theologie, mit ihrem Rückgang wird die Welt der Nummern schlechthin gültig; die kulturelle Ära, für die das einzelne Subjekt noch einzig war, hat ihr Ende erreicht. Das Bewußtsein von sich selbst als autonomem Einzelnen, der eine eigene Seele hat, tritt gegen den Esprit de corps zurück, fast möchte ich sagen, jenes Selbstbewußtsein wird verlernt. Darin liegt nicht bloß ein Negatives. Die Bewegung vom ichlichen Selbstbewußtsein zu dem der Gemeinschaft, die Negation des Einzelnen, die im modernen Leben zweifellos angelegt ist, trägt ein Moment der Abwendung vom Egoismus, von der Eigenliebe an sich. Davon, ob in der verwalteten Welt das Ich im Kollektiv aufgehoben und bewahrt wird oder bloß vergessen, hängt der Sinn des ganzen Prozesses ab.

Was ich hier vorgetragen habe, war vom Verdacht des Vergessens durchherrscht, als des Gegenteils der Treue. Wenn der Verdacht aber begründet ist, bedeutet die gegenwärtige Entwicklung, selbst wenn sie anstatt zu Katastrophen zur weiteren Sicherung, Rationalisierung, Planung, Vermehrung des Konsums pro Kopf der Bevölkerung führen sollte, den entscheidenden Rückgang des Einzelnen. Bei der problematischen Beschaffenheit der Individuen ist es

durchaus möglich, selbst noch einen solchen Rückgang wünschenswert zu finden. Nicht bloß Mao Tse-tung, dem immerhin das größte Volk der Erde hörig ist und dessen Armeen vielleicht einmal in diesem Teil des Kontinents stehen werden, bekennt sich zu der Politik und Theorie, daß das einzelne Subjekt nichts zu bedeuten habe, sondern eben dies ist der objektive Sinn des Neopositivismus, der im Westen heute fortgeschrittensten Philosophie. Sie ist die in ihr Gegenteil umgeschlagene Aufklärung. Hier jedoch habe ich, so verstand ich es, von der wenn auch problematischen Freiheit des einzelnen Subjekts gesprochen, ohne die das Christentum nicht denkbar ist.

Aus: Max Horkheimer; Zur Kritik der instrumentellen Vernunft / Aus den Vorträgen und Aufzeichnungen seit Kriegsende (Hg. Von Alfred Schmidt), Frankfurt/M. (Fischer), 1985.